

9. IV. 1916

Jean Paul zur Fremdwörterfrage.

Durch einen Zufall schneite uns kürzlich der alte ruhige Jean Paul in den historischen Aufruhr dieser Tage hinein, und wir ließen ihn an dieser Stelle seine bedächtige Stimme gegen die knechtische Auslandseligkeit der Deutschen erheben. Da wir nun doch auf eine Weile geistige Zwiesprache mit ihm halten, mag er heute auch seine Meinung über die Fremdwörterfrage hören lassen. Wir werden dann sehen, daß wir auch in diesem Punkt an guten alten deutschen Schmerzen tragen.

Wie sich's gebührt, stellt Jean Paul seiner Erörterung der ausländischen Eindringlinge ein Loblied auf den Reichtum der deutschen Sprache voran. Unsere Sprache, führt er aus, schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie bloß sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpfwerke in drei reiche Adern zu senden braucht. Mit den drei Adern meint er die Sprache der verschiedenen Provinzen der alten Zeit und die sinnliche Handwerksprache — heute, wo das alte Handwerk untergegangen ist, müssen wir für die letztere wohl ganz allgemein die Sprache des ungelehrten Volkes setzen, also Bauernsprache, Seemanns- sprache, Arbeitersprache, Soldatensprache und so weiter. In diesem Zusammenhang fordert Jean Paul Weitherzigkeit gegen Provinzialismen und bezeichnet die oberdeutschen Provinzialismen „heuer“ und „heurig“ als unentbehrlich. Seine Sehnsucht wünscht dann weiter ein Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergauten Wörter, die keine stammhaltigen Enkel hinterlassen haben. Vor allen Dingen aber sollen wir auf uns selbst zurückgeworfen werden. „So reich springen aus dem Boden unserer Sprache überall neue Quellstrahlen auf, wohin der Schriftsteller nur tritt, daß er fast mehr zu meiden als zu suchen hat.“

In seiner Behandlung der Fremdwörterfrage setzt sich Jean Paul mit dem alten, damals aber noch neuen Sprachreiner Campe aneinander. Er ist kein unbedingter Anhänger des Campeschen Radikalismus — gute Köpfe pflegen so selbständig veranlagt zu sein, daß es ihnen nicht immer leicht fällt, „unbedingte Anhänger“ zu sein. Es sprechen, wie er selbst sagt, Gründe gegen Campe; die größeren aber sprechen für ihn. Die Bedenken, die er gegen eine zu weit getriebene Verdeutschung geltend macht, sind im Grunde dieselben, die auch heute von intelligenten Menschen erhoben werden. Wenn man Motiv mit „Beweggrund“ übersetzt, hat man noch immer nicht „motivieren“, oder allgemein gesprochen: die Verdeutschung eines Fremdworts ergibt nicht immer die Verdeutschung der abgeleiteten Formen. Mit besonderer Liebe umfaßt er das Fremdwort, wenn es eine individuelle Färbung hat, die sich nicht wiedergeben läßt. Er lehnt sich gegen den Ersatz der „Antike“ durch „Altertum“ auf, weil Altertum auf jede graue Vergangenheit angewandt werden könne, in der Antike aber der edle griechische Begriff schlummere. Er veranschaulicht die Grenze, die hier dem Uebereifer gezogen ist, dann durch das folgende geistreiche Beispiel: „Konnte ich vorher sagen „Unglaube ist der Gallizismus der Zeit“, so kann ich es nicht mehr, wenn man Gallizismus durch „französische Spracheigentümlichkeit“ verdeutschet. Dabei ist er aber in der Verwendung der Fremdwörter äußerst sparsam. Wie er sich die Sache denkt, geht aus diesem Satz hervor: „Die Ausländerei, die unsern Kronmantel mit einigen Flitterpünktchen sticht, wird die inländische Webe aus altem und neuestem Reichtum nicht erdrücken und bedecken.“

Nachdem er so die notwendigen Vorbehalte gemacht hat, tritt er mit aller Wärme für Campe ein. Er lehnt die „platten Köpfe“ ab, die den noch ungewohnten Klang der Verdeutschungen zu einer „gemeinen Parodie“ benutzen. Um die komische Wirkung zu erreichen, braucht man ja nur eine gehäufte Anzahl von solchen Verdeutschungen in einem einzigen Satz unterzubringen — dann ist der lächerliche Eindruck da, und der traurigste Bursche kann ihn hervorrufen. Von den Verdeutschungen Campes sagt er: „wenn er auch einige Fehlgeburten zu verzeichnen habe, so verlören sie sich doch leicht unter das kräftige Heer echt deutscher Söhne, das er entweder erzeugt oder aus der deutschen Vorzeit fleckenlos empfangen habe“. Er weist darauf hin, wie schwer es sei, „bei eiskaltem grammatischen Blut“ (also ohne die poetische Zeugungswärme) neue Worte zu schaffen, und rühmt als glückliche Neubildungen: Spangenhäcke für Agraffe, Bierling für Elegant, Schneesturz für Lawine, folgerecht für konsequent, Lustgebüsch für Boscage und Zerrbild für Karikatur.

Wie sehr die Verdeutschungen im Laufe der Jahre den fremdartigen Klang verlieren, sieht man in sehr unrichtiger Weise an zwei Beispielen. Als vorireffliche Neubildungen Campes lobt Jean Paul „Fehlgeburten“ und „Bannwäre“ — wer von uns ahnt heute noch, daß diese ausgezeichneten Worte vor hundert Jahren durch den bewußten Entschluß eines Sprachreiners eingeführt wurden? Nach abermals hundert Jahren aber werden die Neubildungen, die uns heute noch fremdartig berühren, einen ebenso echt deutschen Klang bekommen haben. Wenn das Wort nur gut ist, kommt der sprachliche Edelrost ganz von selber.

Als besonders hartnäckige Sünder in bezug auf die Fremdwörter bezeichnet Jean Paul die Aerzte und überhaupt die Wissenschaftler. Unter den Landseuten, sagt er, findet man den Aberglauben, daß ein Kind hundert Jahre lebe, wenn man die Gevattern aus drei verschiedenen Kirchspielen zusammenbittet, und er macht die ironische Bemerkung, daß die Aerzte, Naturforscher und Chemiker („Scheidekünstler“ nennt er sie) offenbar demselben Glauben zuneigen. Warum rufen sie sonst wohl drei fremde Nationen als Gevattern herbei, wenn sie ihren Geisteskindern Namen geben sollen? Niemals, meint schließlich der Dichter, war ein Teufelstreiber wie Campe nötiger als heute, und hier fassen wir ihn allerdings in einem Irrtum? Niemals? Der Teufelstreiber ist ganz im Gegenteil am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts noch nötiger, als er am Anfang des neunzehnten war. Aber freilich: das konnte Jean Paul nicht wissen.